Bürger Tassendieu.

Novelle von Karl Federn.

Die Marquise von Bretonvilliers saß allein in ihrem Salon. Im Erker lag auf dem Fensterbrett ihr winziges Hündchen, das sich zwischen das Glas und die Lehne eines Stuhls gedrängt hatte. Ein letztes Leuchten fiel auf die Seine, die belebten Brücken, die Hügel von Saint Cloud und all den Dunst von Paris, in dem die Sonne sank.

Im Zimmer war Dämmerung. Die Marquise war eingenickt; sie erwachte, als der Diener lautlos eintrat und mit leiser und ehrerbietiger Stimme meldete: „Maitre Tassendieu fragt, ob die Frau Marquise ihn zu empfangen geruht?"

Sie nickte. Der Diener zündete die Kerzen in den Wandleuchtern neben einem der hohen Spiegel an, während der Advokat eintrat; in dem halben Licht glitt er mit seinen schweren Schuhen auf dem spiegelnden Parkett aus. Das Hündchen kläffte wie rasend. Mit einer ärgerlichen, fast zornigen Bewegung erhielt der Advokat sich aufrecht, schritt auf die Marquise zu und verbeugte sich.

Beim Licht der Kerzen sah sie die Verbeugung und sah den Mann: er war mittelgroß, breitschultrig; er trug einen braunen Frack, keine Perücke; langes schwarzes Haar fiel um den großen Kopf, die starken Züge. Die Marquise machte dem Diener ein Zeichen, der das noch immer kläffende kleine Tier faßte und ihr brachte; sie legte es in den Schoß und schob es in einen weiten Aermel, so daß nur das grollende kleine Köpfchen hervorsah.

„Ich habe die Ehre, die Frau Marquise von Bretonvilliers zu sprechen? Mein Freund von Tursan hat mich der Frau Marquise empfohlen —"

Die Kerzen flammten auf der anderen Seite auf, und der Advokat sah die Marquise. Sie mochte über fünfzig Jahre alt sein; aber die Haut ihres Gesichtes war rosig unter dem gepuderten Haar, nur vom Alter ein wenig verzogen: Mund und Augen bildeten gegen die Wangen scharfe Ecken. Auf dem Schemel ruhte ein winziger Fuß, und unter dem weiten grauseidenen Kleid war das schlanke, wohlgeformte Bein sichtbar.

„Herr von Tursan hat mir von Ihnen gesprochen", begann sie mit einer Stimme, in der er deutlich den Tadel für die Vertraulichkeit fühlte, mit der er seinen Ausdruck gewählt hatte — während eine Handbewegung ihn zum Sitzen einlud.

„Er wollte selbst zur gleichen Stunde kommen", sagte der Advokat und sah sich herausfordernd gegen die Spiegel, die seidenen Tapeten, die Wandtäfelungen des weiten Zimmers um, die ihn wider seinen Willen aus der Fassung brachten.

„Er ist jedenfalls noch nicht hier. Aber das tut nichts. Ich wollte Sie kennen lernen. Das Nähere über den Prozeß wird Ihnen Bonnot, mein Sekretär, sagen. Herr von Aligre hält meine Sache für verloren, aber Herr von Tursan sagte mir, Sie wären der Mann, schon verlorene Prozesse zu gewinnen."

Sie sprach die letzten Worte mit liebenswürdigem Lächeln, aber das Gesicht des Advokaten bekam seinen bittern Ausdruck. „Das hängt von den Richtern ab, Frau Marquise," sagte er, „und die müssen wir vorläufig nehmen, wie — Gott sie uns gibt. Sie werden meine Worte begreifen, gnädige Frau: ich habe Didier verteidigt."

„Didier —? ist das der Mann, der das Buch geschrieben hat?"

„Derselbe, gnädige Frau."

Die Marquise schwieg einen Augenblick, dann fragte sie: „Wozu ist er verurteilt worden?"

„Zur Auspeitschung, zum Pranger und zur Deportation"; die Stimme des Advokaten zitterte vor Leid und Zorn.

In diesem Augenblick meldete der Diener Herrn von Tursan. Er trat auch sogleich ein, schlank, jung, mit gepudertem Haar, in einem Anzug aus silbergrauer Seide, den Hut unterm Arm; rasch und lächelnd trat er ein, mit anmutigen Schritten ging er auf die Marquise zu und küßte ihre schlanken, ringgeschmückten Finger. Das Hündchen richtete sich auf ihrem Schoß empor, um seine Hand zu lecken.

„Sie sind schon da, Tassendieu?" sagte er dann, „Sie haben schon gesprochen?" Er sah die Marquise fragend an.

Sie antwortete: „Maitre Tassendieu unterhält mich von einem Prozeß, den er geführt hat."

„Ich sprach von Didier," sagte Tassendieu finster.

Herr von Tursan zog die Brauen hoch, dann lächelte er wieder. „Ja, mein armer Freund, wenn Beredsamkeit Didier retten könnte. Du hättest es getan!" sagte er leichthin. „Glauben Sie mir, meine Tante, ich rate Ihnen gut — in der Kunst wie für Ihren Prozeß —"

„Für den Prozeß ohne Zweifel," erwiderte die Marquise, „aber was haben Sie mir für ein Ungetüm von einem Maler geschickt! Er ist in seinem Schlafrock zu mir gekommen, mit einer Pelzmütze und offenem Kragen — es war indezent! Nein, nein, meiner Treu, nein, ich werde den Salon von La Bresse malen lassen."

„Das sind seine Absonderlichkeiten!" sagte der junge Mann lachend, „es ist ein Narr, gnädige Frau, und seine Manieren sind abscheulich, aber er kann malen, und La Bresse kann es nicht!"

„La Bresse hat die Deckengemälde für Herrn von Beaumanoir gemalt —"

„Herr von Beaumanoir hat die Göttinnen, die er verdient."

Da unterbrach Tassendieu das Gespräch. „Sie kennen den Präsidenten von Aligre, Frau Marquise?" fragte er.

Sie hatten ihn eine Minute lang fast vergessen; die Marquise hob den Kopf. „Man unterbricht nicht, Maitre Tassendieu," sagte sie milde. „Herr von Aligre und ich sind gute Freunde."

Wenn der Mann ihr nicht so weltenfern erschienen wäre, so hätten seine finstern Augen sie beklommen gemacht, als er mit mühsam verhaltener Leidenschaft sagte: „Frau Marquise — ich will an Ihrem Prozeß arbeiten, als wenn mein Leben von seinem Ausgang abhinge, wenn Sie dafür mit dem Herrn Präsidenten ein Wort für meinen Freund Didier sprechen wollen!"

Wieder zog Herr von Tursan die Brauen hoch, dann lächelte er wieder und nickte. „Sie sind die Güte selbst, liebe Tante, und Sie werden diese Bitte Maitre Tassendieus gewiß gern erfüllen."

Die Marquise schwieg. Endlich erwiderte sie: „Ich will Ihnen etwas sagen, Monsieur: ich liebe die Bücherschreiber nicht; ich liebe die Leute nicht, die sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehen. Wie konnte der Mensch es sich herausnehmen, gegen den Statthalter zu schreiben?"

Weil der Statthalter die Provinz zur Verzweiflung trieb und ein Ehrenmann wie Auguste Didier dies nicht länger mit ansehen konnte. Die armen Leute waren zum König gegangen, der König hat es — vorgezogen sie nicht zu empfangen —"

„Man kritisiert nicht, was Seine Majestät tut."

Tassendieu war in einen düstern Eifer geraten. „Daß die Könige nicht kritisiert werden, ist ihr Unglück und das ihrer Untertanen," sagte er mit einer großen Handbewegung. „So spricht der Chevalier von Mehegan, einer unserer besten Autoren."

„Ich würde Ihren Autor in die Bastille sperren."

„Es geht leider nicht, liebe Tante; er ist tot," bemerkte Herr von Tursan lässig, „aber er gehörte zur besten Gesellschaft."

„Um so schlimmer für die Gesellschaft. Darum gehe ich nirgend mehr hin und will niemanden sehen, den ich nicht kenne."

„Sie haben von Ihrem Standpunkt vermutlich vollkommen recht, Tante," und zu Tassendieu gewandt: „Mein Lieber," sagte er, „Du bist im Begriff, Dein Plaidoyer für Auguste Didier zu wiederholen. Das wäre nicht am Platz. Die Frau Marquise glaubt an Deine Beredsamkeit, und sie wird Dir ihren Prozeß, von dem wirklich sehr viel abhängt, auch ohne diese Probe anvertrauen."

„In der Tat, mein Herr", sagte die Marquise wieder verbindlich, „und ich sage auch nicht, daß ich für Ihren Mann nicht sprechen will, obgleich es, wie ich fürchte, kaum etwas nützen wird."

„Dieser arme Didier hat eine Frau und vier Kinder," sagte Herr von Tursan.

„Und ich nehme an jedem Unglücklichen Anteil," fuhr die Marquise fort, „wiewohl die Erfahrung mich gelehrt hat, daß die Unglücklichen auch immer irgendwie an ihrem Unglück Schuld tragen. Der Mann hätte an Frau und Kinder denken und schweigen sollen! Du auch, Dodo!" Das Hündchen, das geschlummert hatte, war erwacht und kläffte wieder. „Es ist vollkommen lächerlich, wie heute jeder über alles mitsprechen will, die Staatsgeschäfte, die Literatur, die Religion selbst. Jede Sache muß den Berufenen überlassen bleiben, und sehr viele Dinge dürfen überhaupt nicht erörtert werden."

Tassendieu saß schwer auf seinem Stuhl und sah vor sich hin. Das Licht der Kerzen strahlte aus allen Spiegeln. Er nickte, scheinbar zustimmend, und erwiderte nichts.

Herr von Tursan war aufgestanden. „Die Frage ist immer nur, wer die Berufenen sind — nicht wahr?" sagte er leichthin. „Tun Sie es, gnädige Frau, sprechen Sie mit dem Herrn Präsidenten. Und wir sprechen morgen mit Bonnot."

Auch Tassendieu stand auf. Das Hündchen kläffte ihn boshaft an. Ein Diener trat ein, der das kleine Tier der Marquise abnahm und hinaustrug. Ein anderer öffnete die Türen. Tassendieu verbeugte sich und ging; wieder wäre er auf dem Parkett beinahe gefallen. Tursan erfaßte ihn am Arm. „Ich nehme Dich mit," sagte er. Aber in der Tür kehrte er um, ging ins Zimmer zurück und sah die Marquise mit einem resigniert fragenden Lächeln an.

„Sie bringen mir die unmöglichsten Menschen," sagte sie.

„Zu gutem Zweck, gnädige Frau."

„Sie wollen sagen: Man muß bissige Hunde verwenden, um gefährdetes Gut zu schützen?" Tursan nickte. „Aber wie können Sie solch einem Menschen gestatten, sich „Ihren Freund" zu nennen? Sie setzen sich zur Kanaille herab, mein Lieber."

„Verzeihen Sie, Tante —"

„Sie werden sehen, wohin das führt!"

„Ihren Prozeß zu gewinnen."

„Gut, gut. Er soll ihn übernehmen. Aber ich will ihn nicht sehen. Ich würde ihm keine Rosen an den Kopf werfen."

„Darin haben Sie recht, Tante." Er küßte ihr nochmals die Hand, ging lächelnd durch die spiegelnden Zimmer und stieg die Treppe hinab.

Ein Bogengang mit zierlichen Säulen umgab den von zwei Laternen trüb erleuchteten Hof. Tursans mit vier Pferden bespannte Kutsche hielt vor der Treppe. Der Diener öffnete den Schlag. Tassendieu, der auf ihn gewartet hatte, stieg mit ihm ein, und die Rosse, die der Kutscher mit Mühe zurückhielt, stampften durch den Torweg in die dunkle Straße hinaus.

„Wirst Du den Prozeß übernehmen?" fragte Tursan, während sie durch das abendlich belebte Paris flogen.

„Ja," sagte Tassendieu.

„Ich danke Dir. — Teufel!" fuhr er fort, „welchen Maler sie nimmt, kann mir gleichgültig sein; ich kann die Decke neu malen lassen. Aber von dem Prozeß hängt zuviel ab."

„Ich werde ihn führen. Ob ich ihn gewinne, werden wir sehen!"

Sie schwiegen eine Zeit. Der Wagen raste über eine Brücke. „Und was denkst Du sonst?" fragte Tursan.

„Sonst? Was ich denke? Ich kenne sie ja. Sie haben keinen Begriff vom Recht und diktieren das Recht. Sie kennen die Menschen und ihr blutiges Elend nicht, sie ahnen nicht, was nützlich und schädlich ist, und sie haben die höchsten Stellen im Staat und in der Verwaltung. Sie verstehen nichts gründlich, und sie entscheiden über die Schicksale und die Arbeiten von Künstlern und Gelehrten. Sie verwenden das Geld auf die eitelsten Dinge, und sie haben allen Reichtum. Was können sie, als sich gut kleiden und bewegen? Sie sind das Ballett der Menschheit, und anstatt sie zu beklatschen und zu verachten, läßt man sie gebieten. Sie sind überflüssig; man kann sie nicht ändern; man kann nicht einmal mit ihnen diskutieren; man kann ihnen nur den Kopf abhauen."

Herr von Tursan, der weich in den Kissen des Wagens lag, lächelte. „Den Kopf abhauen, ist das nicht ein starkes Mittel, mein Freund?"

Aber Tassendieu lächelte nicht. —

Bonnot, der Sekretär der Marquise, ein uralter kleiner Mann, sprach ihr anfangs mit Mißtrauen und Abneigung von dem Advokaten, den Herr von Tursan zu ihm gebracht hatte, und zuletzt mit heller Bewunderung. Aber in den vier Jahren, in denen er den Prozeß führte und gewann, sah er die Marquise nicht ein einziges Mal. Seine Rechnungen wurden stets ohne jede Bemängelung bezahlt.

Dann waren die Unruhen in Paris ausgebrochen, und eines Tages, da die Marquise von Versailles zurückkam, hatten Leute in die Fenster ihres Wagens geschrieen und Steine nach ihrem Kutscher geworfen. Da verließ sie entrüstet die Stadt und zog sich aufs Land zurück.

Sie erlaubte nicht, daß eine Zeitung in ihr Haus kam, und verbot ihren Leuten strenge, von den ungehörigen Vorgängen in Frankreich zu ihr zu sprechen. Als ihr Kammerdiener einmal zitternd, während er ihr die Schokolade reichte, eine Warnung versuchte, von schrecklichen Dingen erzählen wollte, wurde er auf der Stelle entlassen. Sie wollte nichts hören, bis die Ordnung wiederhergestellt war.

Eines Morgens wurde sie durch Glockenläuten geweckt, wildes, anhaltendes Läuten von den Kirchtürmen, während der zarte Ton des silbernen Glöckchens auf ihrem Nachttisch unbeachtet in den weiten Zimmern des Schlosses verhallte. Dann hörte sie Schüsse fallen; irgendwo in der nächsten Nähe prasselten Kalk und Steine nieder. Es konnte kein Traum sein.. Charles, ihr neuer Kammerdiener, kam, ohne anzuklopfen, in ihr Schlafzimmer! Aber das war nicht Charles, das waren fremde, wilde Gesichter und üble Fäuste, die die alte Dame aus dem Bette gezerrt hätten, wäre nicht einer in schäbiger Uniform, aber mit entschlossenen Zügen eingetreten, der den Leuten wehrte, und sie aufstehen und sich ankleiden hieß.

Zwischen den Bajonetten zerlumpter Soldaten war sie ins Dorf und in einem schlechten Wagen bis Paris gekommen. An jeder Station hatten ihr Betrunkene Schimpfreden und Drohungen in den Wagen gerufen. Erst im Gefängnis fand sie wohlgekleidete Menschen und gesittete Manieren wieder. Aber sie saß mit vom Alter verzogenem Gesicht da und sprach nichts. Die meiste Zeit war sie damit beschäftigt, vor dem schlechten Spiegel mit zitternden Händen ihr graues Haar zur hohen Frisur zu ordnen, die nie gelingen wollte, die graugewordenen Wangen zu schminken und die Kleider auf dem schlotternden Korsett recht sitzen zu machen. Ohne Kammerfrau war alles so schwer.

Aber sie zitterte nicht, als sie, von einer wüsten, johlenden Menge umgeben, vor den schlechtgekleideten Richtern stand. Rings um sie rote Mützen, Piken, Schmutz, Branntweindunst, blutbefleckte Kleider, gierige, haßerfüllte Gesichter. Es wurden nur wenige Fragen an sie gestellt, und ihren Antworten folgte Brüllen und höhnisches Lachen. In der Nähe des Vorsitzenden stand ein Mann in langem braunen Rock und Schaftstiefeln, einen Degen umgeschnallt und eine blauweißrote Schärpe um den Leib. Aus der um den Hals gewickelten schwarzen Binde stieg zwischen zwei zerknitterten weißen Krageneden ein breites, finsteres Gesicht; unter dem riesigen Kokardenhut hingen schwarze Haarsträhne herab; die dunkeln Augen waren unverwandt auf die Marquise gerichtet. Als eine kurze Pause eintrat, weil ein Beweisstück in den Akten nicht zur Stelle war, sah sie ihn an: sie wußte nicht, woher sie das Gesicht kannte. Er sprach jetzt mit dem Vorsitzenden. Die Menge wurde unruhig. Der Vorsitzende klingelte. „Der Zeuge, Bürger Tassendieu!" sagte er laut.

Da erkannte sie den Advokaten, der vor acht Jahren in ihrem Salon gesessen und ihren Prozeß gewonnen hatte. Sie erkannte auch die tiefe, eindringliche Rednerstimme wieder, als er sagte, daß er sie persönlich gekannt, daß sie das Urteil gegen Didier gutgeheißen," rief er, mit der Faust auf den Gerichtstisch schlagend. „Auguste Didier, der ausgepeitscht und deportiert wurde, weil er sich eures Elends angenommen. Erinnert Ihr euch? Einfältig, kenntnislos, vom Dünkel eines gutgekleideten Weibes aufgeblasen, sagte sie, daß Leute, die die Regierung kritisierten, in die Bastille gehörten, nicht einmal das Sprechen wollte sie uns Republikanern gestatten. Genügt das?"

Die Menge tobte. Die Jury erkannte ohne Beratung und einstimmig auf den Tod. Die Marquise zuckte einmal zusammen, dann stand sie wieder starr aufrecht. Die Wachen sollten sie abführen, aber eine Handbewegung Tassendieus, der indes seinen Sitz auf der Geschworenenbank eingenommen hatte, hielt sie zurück

Ein junger, einfach und gut gekleideter Mann mit blondem Haar wurde vorgeführt. Die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden. Da er sich erregt umsah, fiel sein Blick auf die Marquise, und er verbeugte sich. Sie erkannte ihren Neffen. Er lächelte jetzt nicht; er sprach sehr heftig. Er stellte jede Schuld in Abrede. Er sei immer für das Recht und die Freiheit gewesen. „Hier, dieser Mann kann es bezeugen," rief er, auf Tassendieu weisend.

„Der Bürger Tassendieu ist Geschworener und kann in Deinem Prozeß nicht Zeuge sein, Bürger Tursan," sagte der Vorsitzende. „Wenn er Deinen Fall kennt, um so besser für Dich."

Der Prozeß ging schnell vorwärts. Der Angeklagte hatte Anordnungen des Nationalkonvents getadelt. Tassendieu gab als erster unter den Geschworenen seine Stimme ab. „Schuldig", sagte er.

Tursan sah ihn starr und bleich an. Als das gleiche Wort von allen Lippen gefallen war, stand Tassendieu auf und schloß ihn in seine Arme. „Ich liebe Dich," sagte er, „und werde Dich immer lieben. Aber die Republik geht vor. Du kannst die Republik und die Gleichheit nicht verstehen. Ich opfere Dich ihr, lebe wohl!"

Wilder Jubel brach aus der Menge.

Die Marquise und ihr Neffe wurden nach der Conciergerie gebracht.

„Sie haben es gewollt, mein Neffe," sagte sie zu ihm, „aber Sie werden nun wenigstens einsehen, daß ich recht hatte." — Dann sprach sie kein Wort mehr.

Woher er's hatte.

Neulich wurde mir unterwegs ein Mann vorgestellt. Niedermaier, oder so ähnlich, hieß er. Ich weiß nur, daß mir der Name nicht sehr auffiel. Was mir aber auffiel, als wir ein Stück Weges zusammen gingen, das war die Form seiner Urteile. „Endlich ist das Wetter etwas besser," sagte ich im Gehen. — „In seiner Art ein wahrhaft unvergleichliches Wetter", gab er mir zur Antwort. — „Gehen Sie auch jeden Tag ins Café Central?" sagte ich später — „Ich kann diesen Brennpunkt sozialen Geschehens und wundervoller Lebensplastik gar nicht entbehren," meinte er — „Wegen der Abhärtung trage ich auch im Winter keine Unterhosen," sagte ich beiläufig nach einer Weile. — „O", sagte er mit tiefem Ernste, „das ist eine kulturelle Tat von einer Reichweite, die sich heute noch gar nicht ermessen läßt..." — „Hör mal," sagte ich am selben Tage zu meinem Freunde, „was hast Du mir denn gestern für einen sonderbaren Menschen vorgestellt, was ist der eigentlich?" — „Der?" sagte mein Freund, „der ist in der großen Buchhandlung an der Bahnhofstraße angestellt und hat die Prospekte der neuen Bücher zu lesen."

Das Rendez-vous.

Humoreske von Jean Jullien.

Das kleine malvenfarbene, nach Parfüm duftende Briefblatt lag noch vor mir auf dem Schreibtisch.

Es versteht sich von selbst, daß man anonyme Briefe ungelesen in den Papierkorb wirft, wie der Anstand es uns vorschreibt. Und doch zwingt uns wenige Augenblicke darauf unser Gefühl, das zerknitterte Blatt wieder aufzunehmen, sorgfältig zu glätten und Wort für Wort zu lesen. Die geheimnisvolle Macht des Unbekannten hat uns gepackt und läßt uns nicht los.

Die kurzen Worte, die das duftende Billett enthielt, verrieten eine weibliche Hand. Mit launisch tanzenden Buchstaben stand da geschrieben: „Heute abend sieben Uhr Postamt X."

Welche meiner Bekannten konnte mir abends um sieben Uhr ein Stelldichein mitten auf dem Boulevard geben? Ich überdachte im Fluge noch einmal alle meine Bekanntschaften der letzten Monate. Aber ich wurde mir keiner Schuld gegen irgend eine meiner Bekannten bewußt. Trotzdem unterlag es keinem Zweifel, daß die Schreiberin des Briefchens ihren Namen genannt hätte, wenn sie den Zweck des Rendezvous erkennen lassen wollte. — Abermals knitterte ich das Briefblatt zusammen und warf es wieder in den Papierkorb.

Einige Stunden später ertappte ich mich doch wieder beim eingehenden Studium des anonymen Briefes. — Plötzlich tippte ich mich bezeichnend mit dem Finger an die Stirn — wie hatte ich nur die einzige Möglichkeit bisher außer acht lassen können? Die Schreiberin konnte ja niemand anders als eine Dame sein, die mich in irgend einer der zahlreichen Gesellschaften kennen gelernt hatte und auf diesem Wege nun meine nähere Bekanntschaft machen wollte. Im Getriebe auf dem Boulevard aber war sie sicher, keinen Unangelegenheiten bei der Annäherung ausgesetzt zu sein. Schlau waren doch diese Weltdamen!

Meine Eigenliebe war gerührt, mein Entschluß gefaßt. Ich machte auf das sorgfältigste Toilette, ging zum Friseur und langte noch vor der festgesetzten Stunde am Postamt des Boulevards an. Vom ersten Augenblick an nahm ich alle Gefährte: Autos, Droschken und Privatwagen, scharf aufs Korn. Hielt einer der Wagen, so näherte ich mich unauffällig, gewärtig des Winkes einer zarten, elegant behandschuhten Hand.

In diesem Gewühl der Auf- und Abwandelnden, der vorfahrenden und weiterrollenden Wagen, dem Oeffnen und Schließen der Türen fürchtete ich jeden Augenblick von Bekannten aufgehalten zu werden. — Richtig, da kam auch gerade Bachelin auf das Postamt zu. Ich hatte knapp Zeit, mich hinter einem Zeitungskiosk zu verbergen. Bachelin, ein ehemaliger Studiengenosse, der es zu nichts gebracht hatte, hielt mich stets fest, wenn er irgendwo meiner habhaft werden konnte, um mich mit der umständlichen Erzählung seines verfehlten Lebens zu langweilen und schließlich anzupumpen. Seit Monaten wich ich ihm darum aus und ließ mich verleugnen, wenn er mich besuchte.

Ein elegantes Auto sauste in dem Augenblick heran, als Bachelin das Postamt verließ. Ich konnte ihm nicht mehr entwischen.

„Guten Abend, alter Freund," rief er mir unangenehm laut entgegen. „Welch glücklicher Zufall führt uns endlich einmal wieder zusammen? Du flanierst hier — ich auch; bummeln wir ein wenig miteinander!"

„Unmöglich, ich erwarte jemanden!"

„Aha, mein Lieber, kann mir denken, wen Du erwartest! — Du bist eben ein Glückspilz; — ich aber ein Pechvogel! — Sag' mal, könntest Du nicht einen der blauen Lappen, die Du sicherlich zum Verjuxen mit Deiner Dame zu Dir gesteckt hast, mir überlassen?"

„Mein Bester, ich versichere Dich, daß..."

„Du würdest mir aus einer fürchterlichen Verlegenheit helfen. In acht Tagen erhältst Du das Geld zurück."

Das Auto hielt; — kein Zweifel! Meine Unbekannte erwartete mich! — Was sollt: ich tun? Bachelin ließ mich nicht locker, und um ihn auf rascheste Weise los zu werden, mußte ich in den sauren Apfel beißen. Ich griff in die Tasche und reichte ihm einen Hundertfranksschein. Und ohne seinen Dank abzuwarten, stürzte ich auf das Auto zu.

Es war leer.

Der Chauffeur hatte aber gerade einen Auftrag. Er beugte sich diskret zu mir herab:

„Belieben der Herr eine Fahrt durch das Bois zu unternehmen? Meine Herrschaft erwartet mich erst später!"

Mit einem unterdrückten Fluch auf den Bachelin, der meine Aufmerksamkeit abgelenkt hatte, nahm ich meine Beobachtung wieder auf. Zwanzig Schritte nach rechts, zwanzig nach links spazierte ich auf dem Bürgersteig hin und her. Stets glaubte ich, meine Unbekannte müsse auf der Seite erscheinen, der ich, just den Rücken wandte. Der Zeiger der großen Uhr am Bankgebäude gegenüber wies auf halb acht. Das Postamt leerte sich; die Wagen fuhren vorüber, ohne anzuhalten.

Wenn die Dame mich etwa auf dem Postamt selbst erwartete? Daran hatte ich noch nicht gedacht!

Eiligst trat ich ein und kaufte eine Briefmarke. Niemand zu erblicken.

Vielleicht war sie gerade in diesem Augenblick draußen vorüber gegangen?!

Nachdem ich bis ein Viertel vor acht auf und abgewandert war, beschloß ich, das Warten aufzugeben. Der Zeitungshändler, dem ich sämtliche Sportblätter schon abgekauft hatte, begann mich mit spöttischen Blicken zu messen. Und zwei Polizisten umkreisten mich in Ermangelung anderer auffälliger Personen bereits seit einer geraumen Weile.

Doch — so überlegte ich — eine Dame, wie die unbekannte Schreiberin, läßt nicht vergeblich auf sich warten. Ich hatte sie gewiß in dem Menschengewühl verfehlt!

Warum erwartete ich ihr Erscheinen auch nicht von der Terrasse des angrenzenden Cafés aus! — Ja, die guten Gedanken kommen einem immer, wenn's zu spät ist! Tausend Möglichkeiten, sie verfehlt zu haben, durchzuckten mein Hirn, bis mir nach rastlosem Grübeln der Gedanke kam, der zu nahe lag, als daß ich ihn hätte sofort fassen können. Natürlich, das war's! Meine schöne Unbekannte war im letzten Moment verhindert, das Rendezvous inne zu halten!

Ein unerwarteter Besuch, eine Einladung; irgendetwas hatte sie am Erscheinen verhindert. Die Damen der eleganten Welt sind ja so vielseitig in Anspruch genommen. Ich würde gewiß zu Hause ein Telegramm vorfinden, das mich über ihr Ausbleiben aufklärte!

Und anstatt, wie ich zuerst vorgehabt, meine Verstimmung über die Enttäuschung in irgend einem Variété zu zerstreuen, wandte ich mich heimwärts.

Im Hausflur überreichte mir der Portier einen Brief, den ein Bote soeben abgegeben hätte.

Der Umschlag war von der gleichen Art wie der des geheimnisvollen Billetts am Morgen. Ich widerstand der Versuchung, das Briefchen auf der Treppe zu öffnen.

Mit allen Sinnen genoß ich minutenlang, während ich das duftende Billett geschlossen in der Hand hielt, das süße Gefühl, sich geliebt zu wissen.

Was würde die Schöne mir zu sagen haben? Welchen Ersatz bot sie mir für das entgangene erste Stelldichein?!

In meinem Zimmer angelangt, riß ich mit nervöser Hast den Umschlag ab. Ein Zettel fiel heraus, der nichts als die Worte enthielt:

„Besten Dank für das pünktliche Erscheinen zum Rendezvous und für die 100 Francs.

Bachelin!"

Ich war dem Burschen aufgesessen. Es gibt kein scheußlicheres Gefühl, als die Gewißheit, einmal der ganz Dumme gewesen zu sein. Und dazu noch die Ironie dessen, der sich für so viel klüger hielt. Ich hätte Bachelin guillotinieren mögen. Nach zwei Tagen war ich dem Spitzbuben nicht mehr böse und amüsierte mich selbst über seine Findigkeit.

Eibenschützen.

Die Eibenschützen spielten in der mittelalterlichen Kriegsgeschichte eine Rolle, seit die normannischen Schützen, die der Ueberlieferung nach mit Bogen aus Eibenholz bewaffnet waren, in der Schlacht bei Hastings 1066 den Ausschlag gaben. Daher förderten die englischen Könige von nun an die Anpflanzung von Eiben fast in demselben Maße wie später brandenburgische Fürsten die Obstbaumkultur. Königliche Erlasse schrieben jedem Bewohner, dessen Einkommen 100 Pence nicht überstieg, den Besitz von Pfeil und Bogen sowie sonntägliche Uebungen damit vor. Die Leute wurden sogar von königlichen Beamten kontrolliert. Auch lange nach Einführung der Feuerwaffen noch blieb der Bogen in England eine wichtige Waffe und die Eibe ein beliebter Baum. Später trug sie dem Wandel der Zeiten Rechnung und wurde ein Ziergewächs, als man ihre Fähigkeit entdeckte, dichte Hecken zu bilden oder als einzelner Formenbaum durch gärtnerische Künstelei wunderliche Gestalten anzunehmen. Die Zeit der wandartigen, steifen, aber immerhin eindrucksvollen Taxushecken ist auch vorüber; doch findet die Eibe noch auf den Friedhöfen eine Stelle, die sie gut ausfüllt. Sie kommt aber auch noch vielfach im Freien vor, z. B. in Pommern, Mecklenburg, Thüringen, Tirol usw. Als stärkste Eibe gilt die bei Uerdingen in der Rheinprovinz. Der Baum hat einen Durchmesser von 1.25 Meter.

— Aus der Schule. Lehrer: „Wie hat der grausame Tyrann geheißen, welcher Rom in Brand steckte?"

Schüler: „Karo hat er geheißen."

Lehrer: „Falsch. Er hieß Nero."

Schüler: „Also ein Hund wars doch."

Das Land der Versicherungen.

In England kann man sich gegen alle möglichen Verluste schützen.

England ist das klassische Land der Versicherungen; ein Achtel der Ersparnisse der Nation wird mittelbar oder unmittelbar in Lebensversicherungen angelegt, und der Begriff der Versicherung ist ein so allgemein geläufiger, daß man meint, man könne sich dadurch gegen alle Zufälligkeiten und Gefahren des Lebens schützen. So gibt es Leute in England, die vorsichtig genug sind, beim Eingehen einer Ehe sogleich eine Versicherung gegen Scheidung und — gegen die Ankunft von Zwillingen aufzunehmen. Die großen Londoner Versicherungsgesellschaften haben zwar in neuerer Zeit ihrem Kundenkreise in der Suche nach den seltsamsten Objekten einige Beschränkungen auferlegt; aber der wunderlichen Versicherungen gibt es noch immer genug. So kann man sich z. B. versichern: gegen Schädigung durch Dienstboten, gegen Verlust durch schlechtes Wetter, gegen das Liegenlassen von wertvollen Dokumenten, gegen neue Steuern oder neue Zölle, gegen bestimmte politische Gesetze usw. Ein Sänger oder eine Sängerin können sich gegen den Verlust ihrer Stimme versichern, und einem Vorsichtigen steht es nicht nur frei, für den Fall sich eine Sicherheit zu verschaffen, daß er selbst wahnsinnig wird, sondern auch für den Fall, daß irgendeine wahnsinnige Person ihre normalen Geisteskräfte wiedergewinnt.

Versicherungen gegen Erdbeben sind zwar in Albion nicht häufig, aber durchaus zulässig. Viel öfter nehmen Automobilisten den Dienst der Gesellschaften in Anspruch; sie können vorsorgen für die Geldstrafen, die sie wegen zu schnellen Fahrens erhalten, und für die Unglücksfälle, die sie dabei erleiden. Die Höhe der Prämien hängt bei diesen Versicherungen der Automobilisten völlig von der bisherigen Führung des Kunden ab. Ein Automobilist, der noch keine Polizeistrafen erhalten hat, zahlt verhältnismäßig wenig; einer, der bereits mehrmals dem Arm der Gerechtigkeit verfallen ist, muß eine sehr beträchtlich höhere Prämie entrichten. Mancher gefährliche Schnellfahrer aber zahlt sogar eine Prämie, wie bei einer gewöhnlichen Lebensversicherung nur ein ganz schwer Herzkranker.

Durch die Ausschreitungen der Suffragetten und die tumultuarischen Vorgänge, die in den letzten Jahren England in Unruhe versetzten, sind Versicherungen gegen den Verlust und Demonstrationen sehr in Aufnahme gekommen. Die gewöhnliche Rate bei dieser Arbeit von Versicherung ist nicht sehr hoch, aber sie steigt beträchtlich, wenn es sich um Lokale handelt, die an besonders gefährdeter Stelle liegen, oder um Persönlichkeiten und Geschäfte, bei denen vorauszusehen ist, daß sie irgendwo Haß und Erbitterung entfesseln könnten. Früher kam es häufiger vor, daß man Objekte versicherte, die in gar keiner Beziehung zu dem Versicherten standen, so z. B. das Leben irgendeines bekannten Räubers oder Mörders usw. Einen tieferen Sinn für Gerechtigkeit wird man darin erblicken, wenn sich jemand zugunsten seiner Gläubiger versichert; kluge Leute aber, die der „Tücke des Objektes" gar nicht trauen und gegen jede Möglichkeit geschützt sein wollen, versichern sich sogar gegen den Verlust ihrer Abonnementskarte auf der Bahn oder ihres — Hausschlüssels.

Jetzt auch Pelz-Juwelen.

Vielleicht ist keine Tatsache bezeichnender für das Vornehm- und Teuerwerden der Pelze, als daß manche dieser in neuester Zeit sogar zum Rang der Juwelen für fashionable Evastöchter erhoben worden sind!

So hat man jetzt Armspangen und Halsgeschmeide aus Pelzen, wozu vorzugsweise Robben-, Hermelin- und auch die weniger aristokratischen, aber sich in der Verarbeitung sehr fein ausnehmenden Maulwurfs-Felle verwendet werden. Diese Pelze, in Streifen von etwa einem Zoll Breite, werden schlangenförmig um den Arm oder Halz gelegt; sie tragen auch eine winzige Nachahmung vom Kopf des betreffenden Pelztiers. Der allgemeinen Gestalt nach entsprechen diese Pelz-Juwelen den Armspangen oder dem Halsgeschmeide aus Perlen oder Gold; aber sie machen natürlich wiederum einen anderen Eindruck — und haben vorläufig den Reiz der Neuheit. Auch sind sie noch immer verhältnismäßig billig; für etwa drei Dollars kann man schon etwas ganz Hübsches haben.

Für die Abend-Toilette können die Pelz-Juwelen so gewählt werden, daß sie mit dem Pelz-Besatz des Kleides im Einklang stehen; am Tage dagegen — so schreibt die Mode vor — sollten sie dem Muff entsprechen. Für ersteren Zweck hat man neuerdings an Stelle der Gold- und Juwelen-Prokat-Handtäschchen solche aus Pelzwerk in den Markt zu bringen begonnen. Und bescheidene Hutnadeln mit Pelzwerk hat man schon seit einiger Zeit.